

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337423)

Das Leichtsinnskäfle.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Sie saßen im Doktorsgarten im Schatten des alten Apfelbaums, durch dessen Laub da und dort leuchtende Sonnenstrahlen fielen, die auf der groben Leinendecke ein zauberisch wechselndes Muster bildeten. Der Bauernstrauch in der ländlichen Töpferei flammte, daß es ein wahrer Staat war.

Am behaglichsten wirkten die Hausleute selbst, die unmodern rundliche Doktorin mit den lebhafte braunen Augen und ihr Gefährte, der jetzt, nach der Sprechstunde, seine Pfeife schmauchte.

„Klug, aber doch recht verbauert,“ stellte die Geheimrätin bei sich selbst zum soundsovielsten Male fest, indem sie den stattlichen Sechziger verstoßen musterte. „Was nur mein Mann an dem älteren Studienfreund findet, dem er immer wieder Patienten herschickt, die so wunderbar erfrischt heimkehren sollen? Nun, wenn Langeweile erfrischt wirkt, werde ich mich ja auch von den Anstrengungen der Winterjaison und des Luxusbades hier erholen.“

„Wer doch auch so heiter, wie die Doktorin sein könnte,“ dachte die junge zarte Frau, die sich in der kleinen billigen Sommerfrische — in Erwartung des dritten Kindchens — noch etwas Erholung gönnte.

Die Unterhaltung am Tische schien eingeschlafen, so wie es manchmal der Fall zu sein pflegt, wenn man auf etwas Bestimmtes wartet, und nicht daran mahnen möchte. Nur dem Maler fehlte nichts; der nahm ruhig abwartend, das Bild des herbstlichen Gartens in sich auf. Unglaublich, solche Farbenfülle auf dem nicht allzu großen Fleckchen Erde!

Da kam der alte Briefträger den schmalen Gartenpfad entlang, eine Postanweisung schwenkend, die er dann, vergnügt schmunzelnd, vor der Hausfrau niederlegte und einige Scheine austrante. „Da, Frau Doktor, wieder was fürs Leichtsinnskäfle!“ Die Fremden machten runde Augen vor Erstaunen. Der Maler fragte lachend: „Wie haben Sie gesagt?“ — „Ha, no: 's Leichtsinnskäfle! Sell weiß im Dorf doch e Jed's!“ Dann zog er mit einem Trinkgeld ab, das, wie die seine Dame feststellte, dem Namen der Kasse alle Ehre machte.

Der Doktor lachte leise: „Eine bessere Einleitung hätte der findigste Schriftsteller nicht schaffen können. Sie spannen ja doch alle drei auf die Geschichte. Es ist eine sehr moralische Geschichte, trotz des leichtfertigen Namens; das kann ich Sie im voraus versichern. Freilich, Sie werden ja auch gar nichts anderes von mir altem Bauerndoktor erwarten,“ schloß er mit einem harmlos sein sollenden Seitenblick auf die Geheimrätin, die ihre eifrigste Miene aufsetzte.

„Ja, also; eigentlich müßte zwar meine Frau erzählen, denn das fällt in ihr Fach; aber ich will doch den Anfang machen.“

„Bald nach meinem Examen bin ich als Vertreter meines Patenonkels hierhergekommen. Was der für ein Kauz gewesen ist, um im Still meines Briefträgersfreunds zu bleiben: Sell weiß doch im Dorf e Jed's. Sie können es sich in der Krone' und von den Bauern erzählen lassen. Und hier im Pfarrhaus war, als Älteste von sieben Geschwistern, das Luise. Sie war, neben der vielen Arbeit daheim, auch freiwillige Gemeindegewerter. Damals, das sind jetzt auch schon über dreißig Jahre, hat noch nicht fast jedes Dorf eine Krankenpflegerinflation oder gar so ein nettes Krankenhaus, wie wir jetzt hier, gehabt. Wir zwei, das Luise und ich, haben uns bei der Arbeit kennen gelernt, was allemal besser ist, als im Ballsaal oder beim Tennis oder bei sonst einem Sport. Der Onkel Doktor hat, bei seiner Rückkehr wohl und eher als die Pfarrersleute, gemerkt, daß sich da etwas anspinnen würde; er hat sich aber selbst nichts von seiner Weisheit merken lassen. Daß wir zwei zusammengehörten, haben wir schnell gefühlt. Verlobt haben wir uns aber erst nach fünf Jahren und bald darauf geheiratet, als ich, nach einigen Jahren Krankenhaus, einer kurzen Zeit als Schiffsarzt, mich niederließ. Das war in einer badischen Stadt, wo die Industrie grad aufzublühen begann und der zu Ehren damals hohe Häuser in engen Straßen aufschossen. Es war schon ein Wagnis, daraufhin zu heiraten, denn wir waren beide vermögenslos. Meine Mutter war schon lange Witwe mit drei unversorgten Kindern; aus dem kinderreichen Pfarrhaus war auch nur eine ganz bescheidene Aussteuer und ab und zu einmal eine Freßkiste mit Erzeugnissen des Pfarrgartens oder des Hühnerhofs zu erwarten, und das auch nur in größeren Pausen. Manchmal verlor ich fast selbst den Mut vor meiner eigenen Courage. So äußerte ich, mir wohl mehr selbst zur Beruhigung: Nun, wir sind beide jung und anspruchslos, zum Nötigsten reicht es schon. Da gab mir der Onkel Doktor die merkwürdige Antwort: Ja, zum Nötigsten schon, aber nicht zum nötigen Unnötigen! Darauf schwieg er und ich auch, denn ich wußte wohl, sprach er nicht freiwillig weiter, war mit allem Fragen nichts mehr aus ihm herauszukriegen.“

So kam der Hochzeitstag. Daß meine Sprechzimmer gut eingerichtet war, verdankte ich nur ihm. Am Abend, ehe wir für drei Tage nach München abreisen wollten, drückte er meiner jungen Frau einen Briefumschlag in die Hand, den sie, neugierig, gleich öffnete. Es lagen zwei Hunderter mit dem Vermerk darin: Für die höchst unnötige Hochzeitsreise, und ein zweiter Zettel mit einer Anweisung auf monatlich zehn Mark unter dem ausdrücklichen Befehl: Nicht

für Kochtöpfe, Schuhsohlen und derlei nützliche Dinge zu verwenden!

Wir sahen uns erst ganz verdutzt an; dann rief das Luise: „Hurra, da gründen wir ein Leichtsinnskäfle,“ was ihr ein mißbilligendes Räuspfern des Vaters eintrug.

„Ja, jetzt macht sie selbst so ein Gesicht,“ stellte er fest; „dafür muß sie jetzt auch weitererzählen.“

„Das kann ich ja,“ nahm die Doktorin den Faden auf. „Um es gleich zu sagen, denn den Namen hat es behalten, und seine Existenz ist auch im Arbeiterviertel bald bekannt geworden, es war, trotz des leichtsinnigen Namens, wie sie es schon von meinem Mann gehört haben, ein Segenskäfle. Denn es ging wirklich, wie der alte Menschenenner gesagt hatte: Zum Nützigsten reichte es, aber nicht zum nötigen Unnötigen, zu dem, was erst Freude und Farbe ins Leben bringen soll! Ich war doch ein rechtes Landkind, an frische Luft, Sonne und Blumen gewöhnt. Die beiden ersten kann man, für teures Geld nicht kaufen und in eine dunkle Stadtwohnung tragen, denen muß man ins Freie nachwandern, aber die Blumen, und wär's nur ein winziges



„Hurra!“ rief das Luise, „da gründen wir ein Leichtsinnskäfle.“

Sträußle. Und das Obst, das damals noch nicht so als wirkliches Nahrungsmittel galt, wenn auch mein Mann, ein fortschrittlicher Mediziner, schon sein Loblied sang. Wir hielten eben doch erst am Eiweiß, von Kalorien redeten wohl erst die Nahrungsmittelchemiker, und die Vitamine hatten sich noch nicht einmal bei diesen vorgestellt. Es zählte also auch eigentlich noch nicht so recht unter die nützlichen Dinge, wie Kochtöpfe und Stiefelsohlen und dergleichen. Trotzdem langte der In-

halt des Leichtsinnskäfles meist den Monat durch; zehn Mark sind viel oder wenig, je nach der Lage. Bei uns haben sie sogar den Sparsinn angeregt, aber immer nur dann, wenn wir einmal einen für unsere Verhältnisse ganz besonderen Leichtsinn, einen größeren Ausflug, einen Theater- oder Konzertbesuch, vor hatten oder unsere noch so kalten Wände etwas schmücken wollten. Das Leichtsinnskäfle hat aber auch, nach außen hin, erzieherisch gewirkt. Bei mancher vergrämten Arbeiterfrau haben wir den Grundstod mit zehn oder zwanzig Pfennig zu einer Sonntagszigarre für den Mann oder dergleichen gelegt, die es ihn daheim gemüthlicher finden ließ. Meist fingen die Frauen auch selbst an, zwei- und dreipfennigweise zu sparen, nachdem sie es einmal erfaßt hatten, und auch nur fürs nötige Unnötige; oder sie gewöhnten sich das Schelten ab, wenn der Mann einmal etwas, ihrer Ansicht nach, Unnötiges heimbrachte, vielleicht ein Buch oder, was oft vorkam, ein Kunstwartblatt. Frau Geheimrat, ich sehe es Ihnen wohl an: sie nennen das unpädagogisch; aber wir haben es noch nie bereut, gelt Frizh?“

Der nickte bestätigend und nahm nun seinerseits wieder den Faden auf: „Nein, gewiß nicht! Wer nicht haushalten kann, der braucht gar nicht erst ein Leichtsinnskäfle zum Verschwenden; das ist ja gerade für die Pflichtbewußten. Freilich gibt es auch so traurige Verhältnisse, wo keines von uns seine Stiftung gewagt hätte. Und wie war's bei uns? Viel war aus meiner Praxis natürlich nicht herauszuholen, aber es ging doch jedes Jahr etwas besser. Es war auch nötig; es hieß nicht: Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,“ wohl aber die Familie, drei Buben und zwei Mädels in sieben Jahren, alle, gottlob, gesund und fröhlich und mit einem rasch wachsenden Verständnis für unser Leichtsinnskäfle, das ihnen doch auch viele Wünsche erfüllen sollte. Feste Glieder und rote, sonnenerbrannte Backen holten sie sich in den Ferien im Pfarrhaus und beim Onkel, und daß die nicht die Schulzeit über wieder schwanden, dafür mußte auch das Käfle mit sorgen.

Es war vielleicht zwei Jahre vor dem Tode des Alten, der mir längst das Versprechen abgenommen hatte, daß ich einmal hier sein Nachfolger werden sollte, da sahen wir mit ihm an derselben Stelle, wie jetzt, zusammen. Damals kam er auf sein eigenes Leben zu sprechen. Kind einer freudlosen Ehe, die nur das Wort Pflicht kannte, wurde er selbst schwerfällig und freudlos. Er hatte ein Mädchen lieb; es ist meine Mutter gewesen, und fand, vor lauter Bedenken, nicht das rechte Wort. Und später, wo er wohl ab und zu noch ans Heiraten dachte, sah er wieder in so viele freudlose Ehen hinein, die weniger an der Not ums tägliche Brot im engsten Sinn des Wortes, als am Mangel des nötigen An-

Das Menschenherz.

Von F. Schröngamer-Heimdall,
Passau-Haidenhof.

Der alte Brandnerbauer sitzt auf der Ofenbank und wärmt sich den Budel. Je mehr es draußen stürmt und wachelt, desto wohliger ist ihm in der Stube. Ein Wetter hat's ja heut', daß man keinen Hund hinausjagt, viel weniger einen Menschen. Weh, wer heut' unterwegs sein muß . . .

Die Brandnerin bäckt Schmalzudeln in der großen Pfanne, daß es nur so zischt und sauft. Denn Schmalzudeln ist der Brandner fürs Leben gern. Die Düste und Dämpfe wirbeln ihm um die Nase und dringen ihm schier bis ins Herz hinein, weil es ihm gar so wohl wird im Gemüte.

Da pocht es wie mit Holzschuhen an die Haustür. Die Brandnerin räumt schnell die Udeln in die Kammer, damit sie ja keine hergeben muß, wenn jemand kommt, und der Brandner poltert zur Tür hinaus: „Wer ist draußen?“

Hamsterer werden's halt wieder sein, die Malefiz! Daß man gar keine Ruhe hat! Und gerade auf die einsichtigen Höse haben sie's immer abgesehen, weil jeder glaubt, da kommt keiner hin, und drum sucht sie jeder heim.

Der Brandner lugt durch den Türspalt.

Zwei Kinder, daß Gott erbarm, Bub und Dirndl stehen im Schnee und heben wie aus einem Munde ihr Wunschgefäßlein an, weil ja morgen Neujahr ist:

„Wir wünschen euch ein glückseligs neu's Jahr,
's Christkind im krausen Haar,
Ein langes Leben
Und den Himmel daneben.
Wir wünschen euch ein' gedeckten Tisch,
In jedem Eck ein' backenen Fisch,
Ein Bratl und ein Glas Wein,
Da könnt ihr wohl recht fröhlich sein.
Wir wünschen der Frau ein' seidenen Rock,
Daß sie dastehet wie ein Nagerlstock.“

„Ich wünsch' euch auch ein glückseligs neu's Jahr,“ sagt der Brandner. „Geht herein in die Stuben . . .“ Dem Bauern gibt's schier einen Stich ins Herz, wie er im vollen Stubenlicht die Kinder vor sich sieht: Dünne, fadenscheinige Wämslein und voll Flickn, Schuhe, daß vorn die Zehen heraus schauen, von Socken oder Strümpfen gar keine Red'. Und in solchem Zustand schickt man Kinder bei diesem Sauwetter auf den Bettel.

„Wer ist denn euer Vater?“ fragt der Brandner halb streng, halb mitleidig.

„Wir haben keinen Vater mehr,“ sagt der Bube. „Unser Vater ist gefallen.“

„Und die Mutter?“

nötigen, sich so traurig hinschleppten. Da blieb er Junggeselle, vergrub sich, wie seine Freunde es nannten, mit seinen reichen Gaben hier auf dem Dorf, das erst im Laufe seines Wirkens ein ganz anderes Gesicht bekam. Wie zu unserem Leichtsinnskäble hat er hier den Grundstock zu einer Volksbibliothek gestiftet, die sich sehen lassen kann, und als sein Vermächtnis eine beträchtliche Summe zu einem kleinen Krankenhaus hinterlassen, weil das nächste städtische doch allzu weit entfernt ist. Schon zu seiner Zeit sind auch hier die ersten Sommerfrischler eingerückt. Seit achtzehen Jahren leben wir selber hier in seinem Hause. Freilich, die zwei Jüngsten mußten wir, der höheren Schule wegen, bei Freunden in der Stadt in Pension geben; es ist uns nicht leicht gefallen. Schwer war auch der Abschied von dem alten Arbeitsfeld und all den Freunden in den hohen Häusern. Manche haben sich ja inzwischen auch hier auf dem Dorf neu für ihre Arbeit gestärkt. Ja, und jetzt wollen Sie doch auch wissen, was das vorhin mit dem Geld fürs Leichtsinnskäble bedeutet hat; das merk ich Ihnen wohl an. Wie bei uns mit einem Male so das Nest ganz leer geworden ist und sich auch sonst die Arbeit für meine Frau verringert hat, da fing sie an, so allerlei Erlebnisse und auch verdlogene Geschichten; wie's die alte Strohmim nennt, hinauszuschiden. Manche sind ja, besonders anfangs, auch wieder in ihre gar nicht liebevoll geöffneten Arme zurückgekehrt oder haben ein ruhmloses Ende im Papierkorb gefunden. Viele sind aber auch in einem Kleid von Druckerchwärze wieder erschienen und in Begleitung von klingender Münze oder auch von größenwahnsinnigen Zahlen in der Inflationszeit. Wir haben aber keine Hunderter, Tausender, Zehntausender, Hunderttausender, Millionen, Milliarden und gar Billionen liegen, dank dem Leichtsinnskäble. Nur ging es damals wie in der ersten Zeit, oder noch schlimmer. Mancherlei zählte jetzt zum nötigen Unnötigen, was früher selbstverständliche Ausgabe gewesen war, wie z. B. der Brief mit der teuren Frankierung an liebe Bekannte und dergleichen mehr.

Unsere Töchter sind verheiratet; eine Wittgift haben wir keiner geben können, aber ihr Leichtsinnskäble hat jede und meine Schwiegertochter und die unverheirateten Söhne auch, die drei haben sich's selbst fünfzigpfennigweise angefangen.“

Die junge blasse Frau hatte schon lange mit leuchtenden Augen zugehört. Jetzt ergriff sie die Hand der Doktorin. „Jetzt weiß ich, was unserem Leben fehlt, das nötige Unnötige; jetzt fang ich mir auch ein Leichtsinnskäble fünfzigpfennigweise an!“

„Brav,“ brummte der Doktor; deshalb habe ich sie doch erzählt die moralische Geschichte für lebensuntüchtige erwachsene Kinder!“

„Ist alleweil kränklich seitdem.“
 „Wieviel seid ihr denn Kinder?“
 „Sechs.“
 „Und die Mutter kann euch nicht fortbringen?“

„Nein, weil sie nichts mehr verdienen kann. Wir haben ein kleines Sacherl gehabt. Das hat die Mutter verkaufen müssen, weil sie's nimmer dermachen hat können, wie der Vater gefallen ist. Schulden sind auch noch dagewesen. Darnach ist die Mutter in die Stadt, weil sie's Nähen kann. Derweilen ist das Geld alleweil weniger wert geworden, es ist bald hingewesen, und das, was was wir vom Staat kriegen, langt erst recht nicht.“

„Aber am Weihnachtstag habt ihr doch ein Schweinsbrat'l auf dem Tisch gehabt?“ fragt der Brandner. „Nein,“ sagt der Bub, „Erdäpfel und Wassersuppen.“

„Und was habt ihr denn heut' schon gegessen?“

„Ein Stückl Brot, das uns eine Bäurin geschenkt hat.“

„Seht euch an den Tisch! Und du, Brandnerin, machst ihnen eine warme Suppen!“

„Nein, so ein Elend!“ jammert diese leise vor sich hin. Ihr selber sind Kinder versagt geblieben, aber dennoch kann sie sich denken, wie einer Mutter in solcher Lage ums Herz sein muß. Aber freilich, Bettelkindern darf man nicht alles glauben.

Wenn das wahr ist, was die Kinder erzählen, denkt sich der Brandner, dann haben wir vermöglichen Leut' die größten Todsünden, daß wir solches Elend um uns her dulden und uns gar nicht kümmern darum.

Die Kinder sitzen am Tisch und werfen sich verstoßene Blicke zu, als wollten sie sagen: Da haben wir's gut erraten. Vier Stunden sind sie schon unterwegs von der Stadt her und haben wohl schon an hundert Haustüren gepocht. Ein paar Stücklein Brot, ein paar eiserne Zehnerl war alles, was man ihnen gab. Eine warme Stube hat man ihnen noch nirgends geboten bis jetzt. Sind die Leute nur so dumm oder sind sie wirklich so schlecht?

Derweilen die Brandnerin das Süllein wärmt, forscht der Brandner in den schmalen Gesichtern. Sie gefallen ihm. Da ist kein Fehl und Falch. Gerade, längliche Gesichter, wie sie in den besten Bauerngeschlechtern erblich sind, mit großen, frischen Augen, die mehr zum Lachen denn zum Weinen taugen — schier stolz wäre der Brandner, wenn die Kinder sein eigen wären.

Dem harten Bauern ist das Herz weitmächtig aufgegangen. Und ein Bibelwort fällt ihm ein: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir.“

Wie geht die Brandnerin den Kindern die Suppenschüssel hinstellt, und jedem ein Stück Hausbrot dazu gibt zum Einbrocken, holt der

Brandner die Schmalznudeln aus der Kammer und-tischt sie den Kindern auf: „Eßt nur! So was Gutes werdet ihr schon lang nimmer gehabt haben . . .“

„Nein,“ sagt der Bub. „Seit der Vater selig nicht mehr ist, wissen wir nichts mehr vom Schmalzgebäckenen. Aber früher schon. Wir haben ein Sacherl gehabt mit drei Kühen . . .“

„Die Nudeln essen wir nicht,“ flüstert das Mädchen dem Bruder zu. „Die bringen wir den Kleinen heim, die haben noch nie welche gehabt.“

„Eßt nur ihr zuerst, was ihr mögt,“ sagt der Brandner, der die Rede gehört hat. „Für die Kleinen wird schon noch was übrig bleiben. Und für die Mutter auch. Geh, Brandnerin, tu den Kindern ein Stückl Surfleisch ins Körbl für die Mutter. So ein Surbraten ist etwas Kräftiges und wird der Mutter gut tun. Ein paar Pfund Mehl könntest auch dazu tun, damit sie sich einen rechtsschaffenen Knödel machen kann. So ein Knödel ist gleich noch kräftiger wie das Fleisch . . .“

Dem Brandner fällt wieder ein Bibelwort ein: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen.“

Drum sagt er jetzt zu den Kindern: „Zieht eure Schuhe aus, damit sie am Ofen trocknen werden. Und du, Brandnerin, suchst ihnen warme Strümpfe. Auch einen Ballen Wolle kannst du den Kindern ins Körblein packen, lieber zu viel wie zu wenig, damit ihnen die Mutter daheim selber etwas stricken kann. Der Winter ist noch lang . . .“

Die Brandnerin tut wie geheißen, und wundert sich nicht wenig über die ungewöhnliche Freigebigkeit ihres Mannes, der bis dahin ein harter und strenger Kumpan war, wie die Einöbauer meistens sind.

„Eßt nur fest,“ sagt der Brandner wieder. „Was übrig bleibt, das tut ins Körbel für die andern daheim. Und wenn's zu wenig wird, muß halt die Bäurin noch was backen. Geh!“ wendet er sich an diese, „gib den Kindern auch noch einen Hasen voll Schmalz, damit ihnen die Mutter daheim auch einmal etwas backen kann.“

„Das ist ja viel zu viel, Bauer,“ wendet der Bub ein. „Und unser Körbl ist auch schon voll. Wir können es kaum mehr soweit tragen. So viel haben wir noch nie bekommen.“

„Macht nichts,“ sagt der Brandner. „Was man nicht tragen kann, das kann man fahren. Für was hat man denn Roß und Wagen?“

Dem Brandner ist ganz froh ums Herz, wie er die Wänglein der Kinder aufblühen und ihre Augen leuchten sieht. Wer ist jetzt glücklicher, er, der geben darf, oder die Kinder, die empfangen? Wieder fällt ihm ein Wahrpruch ein: „Wohlthun trägt Zinsen.“

„Wenn die Mutter den Kindern daheim etwas backen soll, dann muß sie auch Eier haben. Geh,

Bäurin, tu den Kindern auch einen Schilling Eier dazu. Wir haben's ja. Und für wen haufen wir denn? Kinder haben wir nicht, und die Verwandten, die uns einmal beerben, haben sowieso Sach' genug. Also geht's auf das bißchen nicht zusammen. Jetzt müßt ihr mir aber sagen, wie ihr heißt."

"Ich heiß Hansl," sagt der Bub.

"Und ich Burgl," das Dirndl.

"Das sind schöne Bauernnamen, Hansl und Burgl. Seid nur alleweil recht brav, damit ihr euren Heiligen Ehr macht. Und wie laßt ihr euch schreiben?"

"Siedersperger," sagt der Bub.

"Siedersperger," sagt der Brandner, „das ist ein alter Stamm. Fehlt sich nichts."

Er weiß jetzt genug über die Kinder. Und er weiß auch, daß das Betteln ein End haben muß für solche Menschenart. Denn darunter verdirbt der beste Stamm. Bauernart. Hier muß geholfen werden.

Der Brandner weiß schon halbwegs, wie das geschehen kann.

Richtig ist die „Sach“, die die Brandnerin herbeigeschleppt hat, so viel geworden, daß sie im Körbl nicht mehr Platz hat.

Auch könnten es die Kinder nicht mehr den weiten Weg in die Stadt tragen. Deshalb läßt der Brandner den verdeckten Schlitten anspannen, damit die Kinder auf der Fahrt kein kalter Wind angeht. Überdies wickelt er jedes in eine warme Kocktoke ein, daß nur noch die Nasenspitzen hervorgucken. Hü! Und dahin geht's mit dem „Salat in die Stadt“, wie der Brandner fröhlich scherzt.

„Vergelt's Gott tausendmal, Bäurin,“ danken die Kinder zum Abschied. „Wir beten schon für Euch . . .“

„Gefegne es Gott. Und kommt's gut heim. Grüßt mir auch die Mutter und die Kleinen . . .“

Auf der Fahrt fällt's dem Brandner ein, daß er ja noch gar nicht Mittag gegessen hat heute; er spürt auch keinen Hunger, trotz seiner Leibspeise, der Schmalzknudeln. Drum sagt er jetzt zu den Kindern: „Nehmt mir's nicht in übel, wenn euch jetzt ich anbettle. Ich hab' seit der Fröh nichts im Magen, seid so gut und gebt mir eine Schmalzknudel oder zwei . . .“ Die Kinder sah-

ren in den Korb: „Da Bauer is, sind ja so von dir.“

„Laßt es gut sein, ich könnt' ja jetzt doch nichts essen, weil ich die Zügel nicht auslassen kann.“

„Kannst ja abbeißen,“ weiß die Burgl einen Ausweg und hält ihm eine Knudel hin.

„Ja, so geht's.“ Und der Brandner iszt eine Knudel oder zwei. Haben ihm noch nie so gut geschmeckt wie diesmal.

„Vergelt's Gott auch,“ sagt er, wie er gegessen hat. „Jetzt bin ich euch schuldig. Aber ich werd' es schon hereinbringen können als ein Bauer mit zweihundert Tagwerk Grund, mit zehn Röß und fünfzig Kindern im Stall. Und ein bißchen ein übriges Geld haben wir auch. Fehlt sich nichts.“

„Geh, Bauer, sei still,“ bittet die kleine Burgl. „Dir täten wir alles geben, wenn wir etwas hätten, gelt Hansl?“

Dieser nickte nur. O du gutes Menschenherz, denkt der Brandner. Ja, wie schön wär's auf der Welt, wenn alle Leute ein gutes Herz hätten und gerade das täten, was ihnen das Gemüt eingibt. Wenn nur die Menschen nicht so hart wären und nicht so rechnen täten. Sind wir denn nicht alle Brüder und Schwestern,

Kinder des einen Vaters, der im Himmel iszt?

Solcherlei Gedanken gehen dem Brandner mehr durch das Herz wie durch den Kopf, und er ist ganz glücklich, daß ihm die Waislein ins Haus gekommen sind. So ist die Armut dem Reichtum gegeben, damit eins durchs andere fröhlich und selig wird. Solch heiligfrohen Lebenstag hat der Brandner noch nie gehabt wie heute, und die Kinder auch nicht. So geht das alte Jahr gut hinaus, und das neue soll noch Besseres bringen. Soweit's am Brandner liegt, soll es nicht fehlen. Das nimmt er sich kräftig vor.

Wie die Kinder bei der Mutter in der Stadt ankommen und mit dem Bauern ihre Köstlichkeiten austellen, Brot und Fleisch, Knudeln und Eier, Mehl und Schmalz und den Haufen Wolle, da gibt's ein Jubeln bei den Kleinen und bei der armen Wittib Freudenzähren ohne Ende: „Ist's denn möglich? Gibt's denn wirklich noch solche Guthett bei den Menschen heutzutage?“

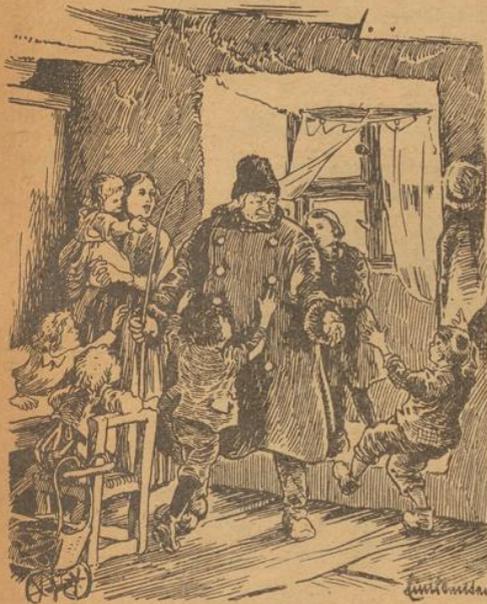


Bergelt's Gott tausendmal, Bäurin,“ danken die Kinder zum Abschied.

„Ja, das gibt's noch,“ sagt der Brandner, der sich mit dem Schneuzüchl ein ums andere Mal über die Augen fahren muß, weil's in der Stuben so heißende Luft hat. „Ja, das gibt's noch, gute Frau. Aber nicht umsonst. Weißt was? Den Hansl und 's Burgel möcht ich halt gern für die Sachen da. Sie gefallen mir, die zwei. Und der Bäurin gefallen sie auch, und wir haben keine Kinder . . .“

„Wie meinst das, Bauer?“ fragt die Mutter.

„Ich mein halt so, an Kindesstatt täten wir sie annehmen, die zwei,“ jagt der Brandner.



Wie der Brandner nach einer Stunde wiederkommt, tönt es ihm entgegen: „Wir gehen alle mit!“

„Guter Mann, die Kinder hergeben, so, daß sie mir nimmer gehörten, und daß ich keine Pflichten mehr hätt' damit, das bring ich kaum übers Herz. Aber die Not halt, die Not . . . Ich kann mir ja nimmer helfen . . .“

„Nicht so, nicht so,“ beschwichtigt der Brandner, der sein Anliegen etwas ungeschlacht herausgebracht hat. „So mein ich nicht. Nicht auseinanderreißen möcht' ich euch. Aber aus der Stadt müßt ihr heraus und aus dem Loch da überhaupt, da kann man ja kaum schnaufen. Mich würgt's schon soviel und 's Wasser treibt's mir aus den Augen, daß gerade ausschaut, als ob ich weinen tät. Nein, nein, ich wein nicht . . . Ja, daß ich's recht sag: Wir hätten ein Inhaus daheim, da hättet ihr alle Platz und Brot haben wir's auch genug derweilen. Not braucht's nachher keine mehr. Ist ja ewig schad um die Kinder. Der Hansl wird ein Bauer und die Burgel

eine Bäuerin und für die andern findet sich leicht was, wenn sie einmal abfliegen können. Auf unserm Inhäusl könntest sie alle christlich aufziehen und das Geld, das sie vom Staat kriegen, könntest ihnen nachher auf die Seite tun als ein Heiratsgut. Geld, du verstehst mich schon, wie ich mein'. Aber leg dir's, derweil ich ausspann und den Gaul abfüttere. Nach einer Stunde komm ich wieder, und wenn es euch recht ist, nachher nehm ich euch gleich mit auch, weil ich schon mit Fahren da bin. Denn wie ich sag, aus dem Loch müßt ihr heraus, da heißt's einem ja die Augen aus, aber nicht, daß du meinst, ich wein . . . Also behüt Gott derweilen, und eßt die Nudeln. Und den Kleinen kochst noch einen Schmarren, damit sie was Warmes in den Magen kriegen . . .“

Der Brandner sieht sich noch einmal im Kreise um. Nein, er täuscht sich nicht. Gesichter können nicht lügen, soviel kennt er sich aus in der Welt und auf Menschen, wie sie das Land braucht.

Wie der Brandner nach einer Stunde wiederkommt, tönt es ihm von allen Seiten entgegen: „Wir gehen alle mit!“

„So ist's recht!“ lobt der Bauer. „Und eure Sachen, das Geschirr und die Betten und das andere Gerassel übereinander holen wir die nächsten Tage einmal. Die Hauptsach ist, daß ihr aus dem Loch da herauskommt. Wie mich die Augen schon wieder brennen . . .“

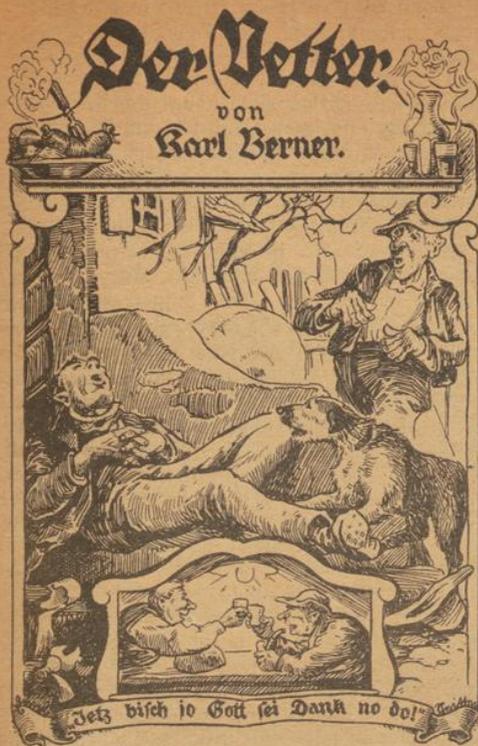
„Wie kann ich's nur danken,“ wie kann ich's nur danken!“ stammelt die Mutter ein ums andere Mal. „Wir arbeiten recht auf dem Hofe,“ sagt der Hansl.

„Ja, das tun wir,“ bestätigt die Burgel.

Und dann geht's dahin mit dem Schlitten durch den Winterabend, dem einsamen Brandnerhofe zu. Dem Bauern blüht seitdem das Herz wie ein „Ragerstod“ und der Bäurin nicht minder. So wohl und selig ist ihnen im Gemüte wegen der Guttat, die sie den wildfremden Leuten erwiesen haben. Wildfremd? O du Menschenherz, bist du nicht jedem Herzen verwandt? Seid ihr nicht alle Brüder und Schwestern?

Wenn der Brandner jetzt das muntere Leben im Inhäusl hört, das sie der Mutter mit den Kindern eingerichtet haben, dann brennt's ihn oft noch um die Augen wie in der stickigen Kellerstube in der Stadt. Aber jetzt kommen die stillen Zähren nicht von Staub und Stieluft, sondern ganz tief aus einem Herzensbrünnlein. Und wie oft jagt der Brandner in solcher Feierweile dann zur Brandnerin: „O Weib, wenn doch alle Leute wüßten, was es um das Menschenherz ist, wir hätten den Himmel auf Erden.“

„Wahr ist's,“ sagt dann die Brandnerin, „ich spür's ja auch. Und wenn wir nicht auslassen von der christlichen Weis, dann werden wir wohl auch einmal in den andern Himmel kommen. In Gottes Namen, Menschenherz . . .“



Der Jochbuur het e hüzig Fieber.
Er darf e mager Süppli esse;
Doch Speed un Surrehrut wär em lieber!
Er wär au gern bym Neue g'lesse —
's isch wöhr, was tuet der Wüi im Fasz
Er macht eim erst im Chriüüsli Spasz.

Der Doktor chunnt un macht e G'sicht:
„Die Sache isch jo harmlos nicht —“
Er schribt 's Rezept un git's im Jobbi,
Im Buur sym Vetter, un der Bobbi,
Im Buur sy Hund, goht mit uf Chander;
Sie göhn fast allewüil selbander.
Der Jobbi het e guete Durst
Un het e Blunze gern im Chrut,
Recht dick un lang — un no der Wurst
Frisht jedesmol der Bobbi d' Hut.

Un z' Chander göhn si d' Stapsfen uf,
Der Apetheker chennt der Vetter;
Der Jobbi git der Tür e Puff,
Der Apetheker rüeft: „Jetzt lueg,
Was went Er echt, pos Dunderwetter,
By mir, bym Apetheker mache?
I chan Ich keine Chüechli bache!
Der Chranzwirt, de het Sache gnueg,
Drum chehret glii bym Chranzwirt a,
Der hent scho mengge Spasz dort gha!“

Er list 's Rezept un sait derno:
„Der müent halt spöter wider cho;
I muech das Züüg erst langsam choche
Us Schlangehüt un Büffelchnoche —
Jetzt chehret Er bym Chranzwirt ii
Un trinket dort e Schöppli Wüi,
Un b'schauet mer au 's Chellermabli,
Un zahlet brav, un chömmet waidli,
Un bringet 's Gütterli im Chranke —
Geld will i teis, Der gent mer Ante!“

Der Jobbi het e guete Wage,
C: loht sie das nit zweimol sage;
Er trinkt sy Schoppe, tätschlet d' Jenz,
Ist Schwyzerchäs und schluckt e Bren;
Bym Chranzwirt uf em Schwanbergli,
Dört isch sy Spezel au, der Fergli;
Un 's het au jede Bl am Huet —
Si behere, 's tuet jedem guet,

Der Jobbi holt derno d' Arznei;
Er stohet no fest uf beide Bei —
Doch wo er heimgoht, grad bym Schneck,
Schmeckt's guet, un nit no Bäredred!
's isch Mezzete, 's git guete Wüi;
's git Chnochbeisuppe, Prägel, Wurscht,
Bylllicht e Jego obedrii —
Der Jobbi isch e g'sunde Burscht,
Er lacht un denkt: e guete Wage
Cha wellweg au das vertrage!
Er luegt dur d' Schiibe un goht tine,
Er grüebet der Wirt un tätschlet d' Wüine,
Er suecht e Platz, luegt umenander —
Dört hoekt der Fergli, rund un feiz;
Er lacht un rüeft: „Bisch als no z' Chander?
Chumm numme her, mer singen eis!“

Si sihe z'sämme, singe, trinke,
Tüen slykig mit de Gläser winke;
Z'letscht chunnt der Wächter, bietet d' Jot;
Der Jobbi sait: „I ha no wyt —“
Er zahlet, trinkt uus un torcket uuse,
Der Fergli tuet no wyter pfuuse —
Der Jobbi aber, nei, was macht er?
Er macht halt Achter, luter Achter;
Er cha nit gumpe wie ne Fühli —
Z'letscht isch er by der obere Mühli
Uf d' Stapsle wie ne Mehlsack fett
Un het no 's Gütterli verheit!
Doch isch er zäh wie Chalkiwachs,
Un d' Chältli het em au nüt g'macht;
Er braiht si nit die ganzi Nacht
Un schloft, pos Dunder! wie ne Dachs —
Do bellt der Bobbi. Wer stoht do?
Im Buur sy Chnecht, de het en g'luecht;
Der Jobbi aber stunnt un fluecht
Un frogt der ander: „Lebt er no?“

Der Jochbuur lebt no allewüil,
Er isch und trinkt no guet un wüil;
Der Jobbi loht sie au nit lumpe
Un raucht derbiit sy Schwyzerstumpen;
Er sait zuem Buur: „So jo, 's isch guet,
Wenn ein d' Arznei verschiltte tuet;
's wär sunst am End ganz anderst cho,
Jetzt biisch jo, Gott sei Dank, no do!“

Erfinderschicksal.

Eine wahre Erzählung aus den Tiroler Bergen.

„Und ich sage euch, Leut': es geht alles noch zu langsam heutzutage, viel zu langsam!“ rief Peter Mitterhofer, der Schreinermeister des kleinen Südtiroler Dörfchens im stillen Tal und schlug zur Bekräftigung seiner Behauptung mit der Faust auf den Schänkttisch, daß die Gläser hüpfen und klirrten.

Am runden Tisch im Extrastübl des Gasthauses trat augenblicklich Stille ein. Die kernigen Gestalten, echte Tiroler Bauern mit klugen, klaren Augen und ernsten Zügen, horchten hoch auf. Endlich hub Sigtus Mauracher bedächtig an: „Willst doch nicht etwa sagen, daß durch unser stilles Tal auch noch die verflüchtigte Dampfmaschine rasseln soll wie droben im Innsbrucker?“

„Ein Schaden wär's nit, Sigt!“ antwortete Peter Mitterhofer. Aber da hatte er die gesamte Stammtischrunde gegen sich. Mit viel Geschrei und harten Reden fuhr man ihn an, aber der wadere Schreiner lächelte zu all dem wilden Aufbegehren der Dorfgesossen, und als der Sturm sich gelegt hatte, sagte er gelassen: „Da nußt kein Schreien nix, Leut'! — Wir schreiben heut das Jahr 1866, und ich wette, daß kaum zwanzig Jahre vergehen, bis so ein Dampfhänel durch unser Bergtal zuckelt! Aber das meint' ich überhaupt gar nit, als ich vorhin sagte: Alles müßt' viel schneller gehen heutzutage. Ich meint' überhaupt nix Bestimmtes damit, wollt' nur sagen, daß das Zeitalter der Maschinen — Scheint's mir, gekommen ist! Da gibt's halt die Nähmaschine, die unsere Weiber alle im Hause haben, da gibt's die Spinnmaschine, die unsere Spinnräder bald in die Rumpelkammer bringen wird, da gibt's . . .“

„Na, rüd' nur heraus mit der Sprach', Schreiner! Du prasselst doch heimlich auch an so einer verrückten Maschin'!“ lachte der Gaishofbauer auf.

Peter Mitterhofer wurde blaß und stotterte: „Ja, jag' bloß, Gaishofer, woher weißt du denn das, he?“

„Nix weiß ich, rein gar nix, Schreiner! Auf den Busch klopfen wollt' ich halt nur! Und du bist so schön auf die Leimruten gekrochen!“ gestand der schlaue Gaishofer und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Peter Mitterhofer, ein geschickter Mensch, ein Größler und findiger Kopf, der sich gern mit allerhand Dingen der Mechanik und Technik beschäftigte, hab nun an: „Jetzt hab' ich mich halt verraten! Na, macht nix Leut, erfahren müßt' ihr es sowieso! Also, daß ihr nun gleich wißt: eine Maschine hab' ich gebaut, mit der man — schreiben kann!“

„Donnerstz!“ fuhr der reiche Moio Leutmeyer, der Amshofbauer, auf. Die Sache interessierte ihn gewaltig, denn er gehörte noch zu jener alten Garde Tiroler Bauern, die noch nicht schreiben konnten und nötige Namensunterschriften durch drei Kreuze erledigten. Und jetzt bot sich ihm Gelegenheit, mit der Maschine zu schreiben — so dachte und hoffte er. — „Eine Maschin', mit der man schreiben kann? Und mit Feder und Tinte nit mehr?“ fragte er und glühte vor Eifer.

„So ist's! Es ist eine Art Druckmaschine! Kommt mit in meine Werkstatt, Leut', ich zeige euch die Erfindung!“ Und aufgeregt verließen die acht oder neun Männer die Schenke und marschierten zu Mitterhofers kleinem Häusel an der Achenbrud. Es war fast Mitternacht. Die Bergriesen, die das stille Alpental säumten, blühten in ernster Ruhe auf die Schar Bergbauern, die da in so aufgeregter Unterhaltung dahinschwanderten. Der Mond, noch jung im Viertel, goß mattes Licht über Firn und Alm, und die Gletscher blinkten wie glühend Metall in die Nacht. Peter Mitterhofer sperrte seine Tischlerwerkstatt auf, schraubte die Petroleumlampe hoch und ließ die Freunde eintreten. Dann holte er aus einer großen, gutverschlossenen Kiste ein eigenartig, ungeschicklich Ding hervor, einem großen Holzfaßten nicht unähnlich, und setzte es auf den Tisch. Vorn waren breite, ungelente Tasten angebracht, wie auf einem alten Spinett, auf den Tasten waren mit Rötelstift Buchstaben aufgemalt. Kleine Holzhammer, wie sie das Klavier auch hat, wurden von den Tasten, wenn man auf diese drückte, niedergeschlagen, und dahinter war eine Holzplatte, auf der Mitterhofer ein Stück Papier mit kleinen Nägeln festmachte. Nun nahm er eine schwärzliche Flüssigkeit, ähnlich der Druckschwärze, und bestrich mit dieser die Schlagfläche der Holzhammerchen, auf denen je ein Buchstabe erhaben aufgelegt war. Der Erfinder stellte sich nun an den Apparat, klopfte mit den Fingern auf die Tasten, und mit Staunen sahen seine nächtlichen Gäste, wie auf dem Papier sich ein Buchstabe neben den andern setzte. — Das Urmodell unserer heutigen Schreibmaschine, freilich diesem Präzisionswerk der Jetztzeit gleichend, wie etwa das erste Dampfroz Nürnberg—Fürth einer modernen Schnellzuglokomotive.

„Ja, was machst du da, Peter!“ rief Leutmeyer zitternd vor Erregung, als er die Schrift sah, die er freilich nicht lesen konnte.

„Ich schreib' mit meiner Maschine!“

„Und hast keinen Federtiel nit und keinen Griffel?“

„Nein, brauche ich nun nimmer!“

„O Peter, ist das wahr?! Da kann ich doch nun auch schreiben, gelt?“

„Du, Moio?! Nein nit! Du kannst ja nit lesen, du kennst ja keinen Buchstaben!“

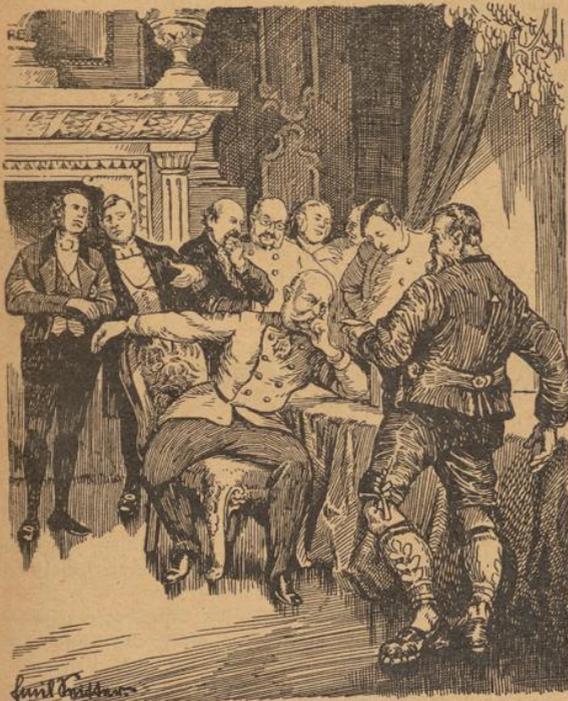
„Dann ist deine Maschin' a Schmarrn! Dann taugt's aber schon gar niz, das Maschin!“ schrie wütend der Leutmejer und stampfte schimpfend davon.

Am nächsten Morgen wußte das ganze Dorf, wußte das stille Bergtal die wundersame Geschichte von Peter Mitterhofers Erfindung. Der Herr Pfarrer kam und ließ sich das Wunderwerk vorführen, und der alte, kluge Herr erkannte mit einem Blick, daß hier eines seiner Dorfkinder etwas erfunden hatte, das weltbedeutend werden konnte. Er, der Pfarrer, schrieb selbst

Aber so sehr und eindringlich der Pfarrer den Hofbesitzern seines Kirchpieles auch die Vorteile der Mitterhoferschen Erfindung vor Augen führte und ihnen klarlegte, wie schnell sie damit Geld verdienen, wenn sie die Sache finanzierten, zu solch fragwürdigem Unternehmen gab keiner auch nur einen Gluden her. Und nach tagelangem, fruchtlosem Bemühen trat der Pfarrer wieder bei dem Schreiner ein — mit leeren Händen.

„Es war niz, Mitterhofer! Aber laßt die Hoffnung nicht sinken! Ich hätt' eine Idee! Paßt Eure Maschine zusammen und fahrt damit nach Wien zum Kaiser. Unsere junge Majestät hat Interesse auch für solche neu-modische Sach', er ist ein kluger und fortschrittlicher Mann. Führt die neue Maschin' vor, und Ihr werdet sehen, er hilft Euch! Ganz gewiß, er hilft Euch weiter!“

Und wahrhaftig, Peter Mitterhofer wagte die für die damaligen Verhältnisse ungeheure Tat einer Reise in die Hauptstadt. — Vom stillen Alpental nach Wien! Wir Menschen von heute können uns das nicht vorstellen! Vier Tage und neun Stunden dauerte die Reise, und ein Sündengeld hat sie gekostet, denn die weitaus größte Strecke war Mitterhofer mit der Post kutschiert. Aber endlich, zerrädert und zerschunden, kam der wackere Schreiner mit seiner großen Kiste eines Nachts in der Kaiserstadt an. Im kleinen Gasthause „zum Lamm“ in der Grazer Wiesen nahm der Tiroler Quartier, und am nächsten Tage trug er den Empfehlungsbrief, den ihm der Pfarrer mitgegeben hatte, zum Herrn Kaplan Vinzenz Krämer von St. Lorenzo, einem Tiroler Landsmann. Der Kaplan las das Schreiben, schaute den biederen Meister an, las das Schreiben dann nochmals und sagte dann freundlich: „Wollen versuchen, lieber Landsmann! Bringt Eure Maschine heute hierher, ich will unterdessen mit meinem Freunde, dem Herrn Hofkaplan sprechen. Hat er Zeit, kommt er ebenfalls hieher und schaut sich



Der liebe Kaiser Franz Joseph empfing sein Tiroler Landestind so leutselig und freundlich, daß Peter Mitterhofer ohne Zagen und Bangen seine Maschine vorführte und erklärte.

auf der Holzmaschine, freilich ging es langsam, und die Buchstaben standen auch nicht immer in militärischer Ordnung nebeneinander, denn es war eine grobe Arbeit im Holzmodell, deshalb sagte Peter Mitterhofer zum Pfarrherrn: „So ist das natürlich noch niz, Hochwürden. Die Maschin' aus Holz ist noch niz, die muß aus gutem Eisen geschmiedet werden.“

„So laßt sie doch aus Eisen machen, Schreiner!“

„Leicht geraten, Herr Pfarrer, aber das kostet ein Geld, ein ordentlich Stück Geld, und ich hab' halt keines!“

„Ich will zu den Bauern gehen, Schreiner ich besorg' Euch Geld!“

Eure Erfindung an. Vielleicht, wenn er zu der Überzeugung kommt, daß Euer Werk wirklich von Wert ist, glückt es ihm, unsere Kaiserliche Majestät für Euch geneigt zu machen!“

Und, poß Tausend, es glückte!

Das war kein geringes Aufsehen in der Grazer Wieden, als vor dem armseligen Herberglein „Zum Lamm“ zwei Tage später ein kaiserlicher Hofkurier vorfuhr und nach dem Schreinermeister Peter Mitterhofer aus Tirol fragte. Der Wirt, der bisher dem biederen Kasper mit wenig Artigkeit begegnet war, erstarb jetzt fast vor Dienstbereitschaft und Unterwürfigkeit, als Peter Mitterhofer, nachdem der Hofkurier mit ihm gesprochen hatte, mit seiner großen, geheimnis-

vollen Kiste, die er wie einen Schatz behütet und bewacht hatte, in das Hofgespann kletterte und mit ihm davongefahren wurde.

Zu der Hofburg.

Der liebe Kaiser Franz Joseph empfing sein Tiroler Landesherrn so leutselig und freundlich, daß Peter Mitterhofer trotz der vornehmen Umgebung sofort Zutrauen faßte und ohne Fagen und Bangen seine Maschine erklärte und vorführte. Zehn bis zwölf Herren des Hofes schauten zu und waren gespannt, was für ein Gesicht Majestät wohl machen würde. Endlich hub der Kaiser an: „Mir scheint die Sache, wenn auch grob und ungeschläch, nicht uneben. Aber ehe ich Euch, Mitterhofer, versprechen kann, zu helfen, muß ich die Erfindung erst von Leuten prüfen lassen, die sich auf derartige Mechanik verstehen. Ich lasse den Apparat nach dem Polytechnischen Institut bringen, und diese gelehrten Herren dort mögen entscheiden, ob an der Erfindung etwas ist oder nicht! Verharrt auf meine Kosten ein paar Tage in Eurem Quartier, der Entscheid wird nicht allzu lang auf sich warten lassen, dafür Sorge ich!“

Und mit diesen Worten des gütigen Landesherren war Mitterhofer entlassen.

Das waren zwei bange, zwei schreckliche Tage für den braven Tiroler. Da, am dritten Tage morgens gegen neun Uhr fuhr wieder der Hofkurtier vor dem Gasthause vor. Ein Lakai trug die Kiste und stellte sie vor Mitterhofer in dessen Stübchen nieder. Der Hofkurtier aber händigte dem Erfinder ein Schreiben und zugleich einen versiegelten zweiten Brief ein, ließ sich den Empfang der Schriftstücke bescheinigen und verschwand.

Nun stand der Schreiner da, in jeder Hand einen Brief mit kaiserlichem Siegel. Zuerst öffnete er den einen, sehr dicken und schweren. — 150 Gulden lagen darin. Und nun den andern. Und in dem stand das Todesurteil der Maschine. Ein gelehrtes Kollegium von Sachverständigen des Hohen Kaiserlichen Instituts habe auf Allerhöchsten Befehl die von ihm erfundene Maschine zum Schreiben geprüft, aber feststellen müssen, daß die zu erwartende Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit dem Schreiben mit der Hand immer nachstehen werde. Aber um die Kaiserliche Huld zu bekunden, würden dem Erfinder beigelegt in einem zweiten Schreiben 150 Gulden aus Allerhöchster Privatschatulle Anerkennungsgeld zugebilligt. —

Aus! — Alles aus! — Alle Hoffnung dahin! — Mitterhofer war erledigt, seine Erfindung dazu. — Es blieb ihm nach seiner Heimkehr kein Ruhm weiter als der, in seinem Dörflein als der weitgereiste Mann angestaunt zu werden, der in Wien gewesen war, der mit dem Kaiser gesprochen hatte und der von ihm ein Gnadengeschenk erhalten hatte. Nie wieder hat die Welt etwas von Mitterhofer gehört. —

Und von der Schreibmaschine auch nicht?

Wer lacht da?

Die Sache ging weiter.

Am Polytechnischen Institut zu Wien studierte um die gleiche Zeit, da die Mitterhofer'sche Schreibmaschine auf kaiserlichen Befehl geprüft wurde, ein Amerikaner namens Charles Glidden. Es war ein tüchtiger Kopf und Jamulus einer der Professoren, die die Maschine begutachten mußten. Und ein Jahr später baute dieser wadere Sohn Amerikas, angeregt durch die Mitterhofer'sche Idee und auf ihr fußend, die erste Schreibmaschine für die Praxis, die bald ihren Siegeszug durch die Welt antrat. —

Armer Mitterhofer! Ihm wurde dasselbe Schicksal zuteil, wie ein Jahrzehnt später einem anderen deutschen Erfinder, Philipp Reis aus Gelnhausen, dem Erfinder des Fernsprechers, dessen Werk in der Heimat nicht die ihm gebührende Würdigung fand. Auch hier war es wieder ein geschäftstüchtiger Amerikaner namens Bell, der sich die Idee von Reis zu eigen machte und seine Erfindung verbesserte. So kam diese echt deutsche Erfindung im Jahre 1877 von Amerika aufs neue wieder zu uns. — Erfinderschicksal!

Der Bastel.

Eine Geschichte von Friedrich Rasche.

Mit der Geschichte vom Bastel hätte es nicht so viel auf sich, wenn nicht der Ausgang dieses stillen Vagabundendaseins so seltsam gewesen wäre und dem jungen Pfarrer von Unterhausen, der hier als Kronzeuge auftritt, Zeit seines weiteren Lebens zu denken gegeben hätte.

Jahr um Jahr, wenn der erste harte Ostwind aus den Hügelnwäldern gefahren kam und über die Stoppelfelder rings um Unterhausen pffft, wehte es den Bastel ins Dorf. Niemand wußte jemals die Richtung, aus der er herantrollte. Ganz plötzlich stand er in seinem schadhaften Röckchen und mit brüchigem Schuhwerk vor irgendeinem der Großbauern, packte ihn bei einem Jackenknopf, schmunzelte ihm von unten herauf ins Gesicht und sagte: „Gelt du — heuer fängt's die Reihe bei dir an!“

Mit dieser kurzbündigen Redensart lud sich der Bastel regelmäßig bei dem Angeredeten zu einem Freiquartier für den ersten Wintermonat ein. War der Monat verstrichen, rückte der Bastel von selber weiter zum nächsten Bauern. Wenn dann der Winter vorbei war und in den Gärten die Stare zu lärmen anfangen, verschwand der Bastel eines Nachts ohne Gruß und Dank.

Eine Ablehnung hat der Bastel nie erfahren, denn dieser stille und, wie es sich zeigen wird, nützliche Mensch stand in Unterhausen in beson-